



„Care-Arbeit hat einen Wert, der sich monetär niederschlagen muss.“

Das Interview führte Steffi Krause vom Evangelischen KITA-Verband Bayern am 10. Juni 2020

Liebe Frau Seiderer-Nack, schön, dass wir heute Morgen für ein Zoom-Interview zusammenkommen sind. Wie geht es Ihnen heute?

Ja, danke. Der übliche Wahnsinn zwischen Homeschooling, Kindern zu Hause und Arbeit – seit Wochen. Es ist eine bildungspolitische Katastrophe. Es scheint völlig selbstverständlich, dass die Eltern den Job der Lehrer mitübernehmen.

Ich kenne inzwischen viele erschöpfte Mütter, die sich zwischen Homeoffice und Homeschooling aufgerieben haben. Wenn ich dann dazu die Schreiben aus dem Kultusministerium lese, dass Eltern die Lehrer nicht ersetzen können und sollen – wer soll es aber denn sonst machen?

Das Problem, das Corona schnell ans Tageslicht gebracht hat, ist, dass es keine Konzepte, keine Pläne für die Schülerinnen und Schüler gab, wie Unterricht digital stattfinden kann. Vereinzelt ja – aber überwiegend waren alle recht hilflos und planlos. Das föderalistische Bildungssystem hat hier ganz klar große Schwächen gezeigt, und das ging zulasten der Kinder und deren Eltern – und fördert weiter Bildungsungerechtigkeit.

Sie sind neben Ihrer Tätigkeit als Ärztin auch Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte an der Katholischen Stiftungshochschule München. Wie ist Ihre Hochschule mit dem Lockdown umgegangen?

Semesterstart wäre regulär am 15. März gewesen. Bereits Anfang März gab es den Hinweis, dass sich die Unis darauf einstellen sollen, dass der Unterricht digital stattfinden könnte. Es gab vom Wissenschaftsministerium klare Vorgaben, u. a. den Hinweis, dass digitale Formate wie beispielsweise Zoom oder andere gewünscht sind – anders als bei den Schulen. In sechs Wochen konnte alles vorbereitet werden, und viele Unterrichtseinheiten wurden tatsächlich digital abgehalten. Es war nicht alles ideal, aber im Vergleich zu den Schulen deutlich fortschrittlicher.

Das klingt im Vergleich zu dem, was die Schulen angeboten hatten, sehr erfolgreich. Es gibt ja auch unter Ihren Studierenden sicher viele Eltern - wie sind Sie mit deren Situation umgegangen?

Ungefähr 10 % unserer Studierenden haben Kinder. Für diese war die Zeit besonders schwierig, denn die hatten ja auch keine Kinderbetreuung. Deshalb haben wir Vorlesungen aufgezeichnet, sodass diese jederzeit abrufbar waren, wir haben Gruppenarbeiten ausgesetzt, Abgabefristen

für Haus- und Bachelorarbeiten verlängert. Insgesamt sind studierende Eltern aber eine Personengruppe an der Hochschule, denen Corona das Leben besonders schwer gemacht hat und die unsere besondere Unterstützung brauchen.

Was brauchen Ihrer Meinung nach das Bildungssystem, die Kitas jetzt?

Auch Kitas und Schulen brauchen einen Rettungsschirm – z. B. in Form von mehr Fachpersonal und einer guten technischen Ausstattung. Wir haben zwar jetzt den Digitalpakt, der eine technische Ausstattung gewährleisten soll, um auch verlässlich benachteiligte Kinder bei einem erneuten Lockdown erreichen zu können. Wir brauchen aber in erster Linie mehr kompetentes Personal, um die Bildungsgerechtigkeit garantieren zu können.

Viele Stimmen werden laut, die sagen, dass Corona die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt in Sachen Homeoffice und damit einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie positiv vorangetrieben hat.

Ja, die gibt es durchaus. Corona hat viele Unternehmen dazu gezwungen, mobiles Arbeiten für ganz viele schnell möglich zu machen. Dafür hätten wir sonst bestimmt noch einige Jahre gebraucht. Hier an der Hochschule haben wir vor der Corona-Pandemie immer wieder auf eine Vereinbarung mit der Hochschulleitung gedrungen, die Homeoffice auch für Verwaltungsmitarbeitende und damit eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie gewährleistet.

Hilfreich an dieser Stelle war zum Beispiel, dass wir Mitglied im Familienpakt Bayern sowie im Best-Practice-Club „Familie in der Hochschule“ sind. Da gibt es dann verschiedene Auflagen, die eine solche Vereinbarung hilfreich unterstützt und vorangetrieben haben.

Als der Lockdown kam, waren hier dann alle sehr froh, dass wir das bereits etabliert hatten – Familienfreundlichkeit kann also auch ein Wettbewerbsvorteil sein.

Das heißt, dass Siegel und Zertifikate diese Prozesse positiv beeinflussen können?

Ja, durchaus. Zertifikate und Siegel sind eine gute Methode, um auf Entscheidungsträger einen gewissen Druck auszuüben. Sie sorgen dafür, dass sich viele beteiligen

können und dass das Führen dieser Zertifikate dann auch zum Qualitätsmerkmal wird.

Der Lockdown hat in den letzten Monaten deutlich zum Vorschein gebracht, dass Frauen mehr denn je für Care-Arbeit zuständig sind. Kinderbetreuung, Homeschooling, Pflege von älteren Angehörigen etc. Glauben Sie, dass es, wie Frau Allmendinger es formuliert hat, zu einer Retraditionalisierung kommt?

Wir haben uns zwar in den letzten Jahrzehnten Vereinbarkeit von Familie und Beruf erarbeitet, aber nicht, weil Männer zurückgesteckt haben, sondern weil der Staat mehr Betreuungsangebote und finanzielle Unterstützungssysteme geschaffen hat. Wenn diese Angebote zurückgefahren werden, wie im Lockdown geschehen, sehen wir, dass der Großteil der Care-Arbeit mehr denn je von Frauen geleistet wird. Prozentual haben in der Krise Männer beruflich weniger zurückgesteckt, auch weil Männer diejenigen mit dem größeren Verdienst sind. Frauen sind prozentual gesehen nicht die Hauptverdiener in Familien.

Deshalb war schon zu beobachten, dass Familiensysteme wieder sehr schnell in alte Rollenmuster zurückgefallen sind. Männer beteiligen sich zwar mehr als früher an Care-Arbeit, aber wenn es hart auf hart kommt, wenn Unterstützungssysteme wegfallen, bleibt der Hauptanteil bei den Frauen. Die männlich dominierte Erwerbsarbeit setzt sich an der Stelle wieder durch ... anders ausgedrückt, der, der mehr verdient, geht arbeiten.

Wir müssen von der Idee weg, dass es Care-Arbeit einfach nebenher umsonst gibt. Die Überlegungen müssen dahin gehen, wie wir zukünftig als Gesellschaft zusammenleben wollen, wie Familienarbeit und Erwerbsarbeit vereinbart werden können, ohne dass Frauen benachteiligt werden. Stichwort Altersarmut.

Zum Beispiel wünsche ich mir so eine Art FairFamily-Care-Siegel, das in Unternehmen, auch in Kirche und Diakonie, für faire Care-Bedingungen sorgt. Das heißt familienfreundliche Arbeitsbedingungen, die die Vereinbarkeit von Familie und Erziehungsaufgaben, Arbeit/Studium und Pflege/Versorgung von Familienmitgliedern in den Blick nehmen. Über solch ein Siegel könnte man darüber hinaus auch gesellschaftliche Anerkennung für Care-Arbeit schaffen.

Schauen Sie – ich sag es mal ein wenig provokant: Wären überwiegend Männer in der Krise mit der Care-Arbeit betroffen gewesen, wäre wahrscheinlich nach fünf Tagen die Forderung nach Lösungen und Konzepten vonseiten des Staates laut geworden. Frauen haben es aber einfach gemacht und sind in das alte fürsorgende Rollenmodell gesprungen.

Frauen sind eher schlecht darin, Rechte und Bedürfnisse einzufordern, und Männer sind schlecht darin, ihre Privilegien abzugeben.

Außer einem entsprechenden Siegel – was glauben Sie, braucht es noch?

Wir brauchen eine monetäre Anerkennung von Care-Arbeit, die sich zum Beispiel bei der Rentenvergütung niederschlägt. Und gleichzeitig brauchen wir aber auch positive Rollenvorbilder, Männer, die ein Stück weit Privilegien abgeben und sich mehr an Care-Arbeit beteiligen, was zum Beispiel bedeuten könnte, dass sich Mann und Frau gleichermaßen Erwerbsarbeit und Care-Arbeit aufteilen können.

Letztendlich sollte sich jeder frei entscheiden können, wie er Familienarbeit regeln möchte, aber die, die sich für Familienarbeit entscheiden, dürfen nicht in die Armutsfalle tappen.

Care-Arbeit hat einen Wert, der sich monetär niederschlagen muss. Eine Gesellschaft wird nämlich auch durch Care-Arbeit zusammengehalten.

Ein weiteres großes Thema, das in der Krise besonders sichtbar geworden ist, ist der Fachkräftemangel in der Pflege und in den Kitas: Berufsbranchen, die vergleichsweise schlecht bezahlt werden und in denen überwiegend Frauen arbeiten. Ist es eine Lösung, mehr Männer in die sogenannten SAGE-Berufe zu bringen? Und wenn ja, wie?

Mit viel Geld und vielen Programmen hat man sich überlegt, wie man Mädchen in die sog. MINT-Berufe bringt – das hat nur zum Teil geklappt. Ich denke, es ist vor allem eine Frage von Rollenbildern. Das dauert einfach, bis wir mehr und differenziertere Rollenbilder haben – bis Berufe von einer geschlechtsspezifischen Konnotation befreit sind. Und das fängt bereits in der Kita an: Welche Spielsachen werden angeboten, welche Themen werden bespielt, welche Bücher werden gelesen, was leben die pädagogischen Mitarbeiter*innen vor?

Letztendlich müssen wir an vielen Stellschrauben drehen: Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass mehr Professionalisierung die Berufe attraktiver macht. Da sind wir ja auch schon drüber, es gibt in der Pädagogik und in der Pflege inzwischen diverse Studiengänge.

Und natürlich müssen die sozialen Berufe finanziell attraktiver gemacht werden. Sonst werden sie, auch insbesondere in Krisenzeiten, nicht attraktiver.

Das Berufsbild muss weg von einer reinen dienenden „Hilfsarbeit“. Es gibt Studien, die aussagen, dass in dem

Moment, wo Berufsbilder von mehr als 60 % Frauen ausgeübt werden, die Löhne sinken.

Das heißt: Frauenarbeit darf nicht mehr mit niedriger Arbeit, Zuarbeit oder sozial caritativer Arbeit in Verbindung gebracht werden. Hier muss ein gesellschaftliches Umdenken her. Es wird nicht funktionieren, wenn nicht bestimmte Berufsgruppen Privilegien abgeben und wir uns die auch einfordern. Die Corona-Krise könnte jetzt eine Chance sein, hier etwas zu verändern – auf der anderen Seite haben jetzt alle eigentlich gesehen, wer den Laden am Laufen gehalten hat, und trotzdem gehen die Rettungsgelder in andere Branchen.

Wir brauchen den politischen Druck, aber auch den Druck von Verbänden, Trägern und den Kirchen, um sich des Themas Care-Arbeit neu anzunehmen. Alle brauchen gute Nagezähne, um kontinuierlich dranzubleiben. Wir müssen in allen gesellschaftlichen Bereichen, Männer und Frauen, Verantwortung übernehmen, um hier Dinge zu verändern – auch für die nächste Generation. Das braucht noch ein großes Stück Arbeit, aber das kann auch eine Chance in dieser Krise sein.

Prof. Dr. med. Julia Seiderer-Nack



ist Fachärztin für Innere Medizin und lehrt als Professorin für Medizin in der Sozialen Arbeit an der Katholischen Stiftungshochschule in München. Dort engagiert sie sich in ihrem Amt als Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der Hochschule besonders für familienfreundliche Arbeits- und Studienbedingungen.

Steffi Krause



ist Referentin für Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit beim Evangelischen KITA-Verband Bayern.